



„Wir sind nicht fremd in Deutschland“: In Shisha-Bars feierte unsere Autorin Geburtstage und Stufentreffen, Benjamin-Blümchen-Torte und Selfies inklusive.

Foto dpa

Als die Eilmeldung nachts auf meinem Handydisplay erscheint, wische ich sie weg. Ich habe ein unangutes Gefühl. Und ich will es nicht spüren. Erst am Morgen danach lese ich, was in Hanau passiert ist. Terrorakt, Kiosk, Shisha-Bar, elf Tote. Schon beim Überfliegen des Artikels wird mir schlecht.

Hanau. Vor drei Jahren war ich jedes Wochenende dort, manchmal auch unter der Woche. Um Shisha zu rauchen. In einer Bar schräg gegenüber jener, in der nun Menschen getötet wurden, am Heumarkt im Zentrum. Ich erinnere mich an einen Geburtstag, den wir dort gefeiert haben. Wie wir gemeinsam Benjamin-Blümchen-Torte aus Tupperdosen gegessen und vor der Bar mit Luftballons in der Hand Erinnerungsfotos geschossen haben. Ich habe die Fotos noch. Ihr Anblick tut jetzt weh. Fünf Mädchen, alle dunkle Haare, alle – auch ich – mit sogenanntem Migrationshintergrund. Wer waren die Menschen, die jetzt tot sind?

Mein Körper fühlt sich taub an. Ich will nicht wahrhaben, dass es dort passiert ist. Ich aktualisiere Google Maps dreimal, bevor ich es kann. Vor drei Jahren, da kannten wir in der Shisha-Bar Besitzer und Kellner, bekamen Erdnüsse zu den Wasserpfeifen und verstaute unsere Jacken hinter der Theke. Geht es diesen Menschen gut?

Es dauert eine Stunde, bis ich eine Fernmeldung bekomme. Unter den Opfern ist niemand, den ich kenne. Aber was bedeutet das schon? Es bringt den Eltern der Opfer nicht ihre Kinder zurück. Es lindert auch nicht den Schmerz, den ich empfinde. Frankfurt ist ein Dorf, Hanau direkt vor der Haustür und schneller zu erreichen als mancher Stadtteil. Über ein paar Ecken kennt hier jeder jeden. Eine Freundin schreibt: „Sohn von der Nachbarin.“

Ich bin in Frankfurt aufgewachsen. Für mich sind Shisha-Bars mehr als nur von Wasserpfeifenrauch durchzogene Räume, in denen man in Sesseln versinkt. Für mich fanden dort Kurstreffen und Geburtstage statt. Ich habe dort Freunde getroffen, die ich zuvor jahrelang nicht mehr gesehen hatte. Ich habe in Shisha-Bars gelacht, geweint, mein Herz ausgeschüttet.

Als ich in der neunten Klasse für einen Schüleraustausch nach Istanbul fahre, steht Shisha-Rauchen bei meinen türkischen Mitschülern noch vor der Bootstour auf dem Bosphorus und einem Besuch der Hagia Sophia ganz oben auf der Liste. Sie werden während dieser fünf Tage zu stolzen Touristenführern. Vollgestopft mit türkischem Honig und anderen Süßspeisen, zieht die ganze Gruppe in eine Shisha-Bar in einer Seitengasse.

Wo ich zu Hause bin

Früher war *Johanna Christner*, 25, Stammgast in einer Hanauer Shisha-Bar – an dem Platz, wo nun Menschen getötet wurden.

Dort sitzen wir auf Hockern am Straßenrand und bestellen zu unseren Wasserpfeifen türkischen Tee in dickbauchigen Gläsern. Wir sind minderjährig, dürfen Shishabars in Deutschland erst ab dem Alter von 18 Jahren betreten und nutzen die Gelegenheit.

Bevor wir 18 wurden, waren Shisha-Bars noch verbotene Sehnsucht, der süßliche Geruch anziehend für unsere jugendlichen Stupsnasen. Wir tauschten uns regelmäßig darüber aus, wo es zu keiner unangenehmen Ausweiskontrolle kommen könnte. Besondere Bewunderung wurde denen zuteil, die selbst eine Shisha besaßen. Meistens getarnt und versteckt vor den Eltern in der hintersten Ecke des Schrankes. Wer mit dem Rauch der Wasserpfeifen Ringe und sonstige Rauchformationen in die Luft pustete, konnte mit anerkennenden Blicken rechnen.

Auch als wir auf Klassenfahrt in Paris waren, machten meine Mitschüler und ich uns auf die Suche nach einer Shisha-Bar. Auf Arabisch verständigte sich meine tunesische Klassenkameradin mit einem Pariser. Sein Tipp führte uns in eine Shisha-Bar in einem Keller. Nicht so schön wie in Frankfurt, aber egal. Diese Bars bedeuten immer auch ein Stück Heimat, ein kleines Stück Frankfurt, Türkei und Marokko. Shisha-Bars sind für Menschen mit Migrationshintergrund sichere Orte.

Istanbul, Berlin-Kreuzberg, Paris: Zu jeder Klassenfahrt und zu jedem Schüleraustausch habe ich mindestens eine lustige Geschichte aus einer Shisha-Bar zu erzählen. In manchen dieser Bars saßen türkische Männer allein in einer Ecke, in der einen Hand der Wasserpfeifenschlauch, in der anderen das Smart-

phone. In meinen Stammbars gab es Wasserpfeifen mit Fruchtköpfen, gesäbelt aus Äpfeln, Melonen und Orangen. Auf den Speisekarten dieser Bars bot sich von Grüner Apfel über Traube-Minze bis hin zu Eisbonbon eine breite Auswahl an Tabakgeschmäckern. Ich war mit Klassenkameraden in diesen Bars, die Narjess, Aykut und Sedat hießen. Ich frage mich, wie es ihnen geht, was sie jetzt fühlen. Und ob sie genauso traurig sind, wie ich es bin.

Inzwischen bin ich nicht mehr oft in Shisha-Bars, das letzte Mal auf einem Geburtstag am ersten Weihnachtsfeiertag. Abgesagt hat dem Geburtstagskind an diesem christlichen Feiertag niemand, bis auf mich sind fast alle Gäste muslimischen Glaubens. Der Tag ist für mich jedes Jahr fest für diesen Geburtstag eingepflanzt und willkommene Abwechslung zum Weihnachtsbaum zu Hause. Snackplatten werden bestellt, eine vegan, eine ohne Schweinefleisch. Die kunstvoll angerichteten Getränke auf dem Tisch sind alkoholfrei. Zum Abschluss des Fests bekommt jeder Geburtstagsgast eine weiße Rose. Um den Stiel gewickelt ein Brief: „Ich bin so froh, dich zu haben.“

Vor ein paar Monaten bin ich zu einer Pressekonferenz nach Hanau gefahren. Als ich an dem Platz meiner alten Stammbar vorbeikomme, mache ich ein Foto und schicke es meiner Freundin. „Guck mal, weißt du noch?“ Am Mittwoch wurden hier Menschen getötet.

Wenn ich von rassistischen Terrorakten in Deutschland lese, bin ich, so schrecklich das klingt, nicht mehr überrascht. Dafür ist in den vergangenen Monaten zu viel passiert. Lübcke, Wächtersbach, Halle. Jedes Mal fühlt sich an wie ein Schlag. Jedes Mal denke ich: Es

gibt Menschen in Deutschland, für die ich keine Deutsche bin.

Ich habe mir zunächst vorgenommen, das Bekenntschreiben des Täters nicht zu lesen. Und lese es am Ende in Teilen doch. Ich lese, welche Menschen er am liebsten ausgelöscht sähe. Jedem Land, das er auflistet, kann ich einen Freund oder eine Freundin zuordnen. Mein Vater ist blond und blauäugig. Meine Mutter nicht. Ich stolpere über das letzte Land auf der Liste. Philippinen. Ich denke an meine Mutter, die mir Frühlingsrollen macht, wenn ich krank bin. Ich denke an meinen kleinen Bruder, auf den ich so stolz bin. Und ich denke an mich.

Dieser Schlag ist schmerzhafter als sonst. Ich antworte an diesem Tag nicht auf Nachrichten. Und bekomme selbst kaum welche. Es ist ausgesprochen ruhig in meinem Freundeskreis. Ich weiß, warum. Ich weiß, dass auch sie diese Schmerzen haben. Und dass das Sprechen gerade schwerfällt. Auch mir. Das Schreiben fällt da leichter.

Meine beste Freundin ist halb Italienerin, halb Perserin. Ich kann spüren, dass es ihr schlecht geht. Auf meine Nachrichten antwortet sie nur sporadisch. Eigentlich machen wir uns ständig über uns selbst lustig, ahmen den Akzent unserer Familien nach und lachen halbpietiert darüber, wenn unsere deutschen Freunde ihre Schuhe nicht vor der Wohnung ausziehen. An diesem Tag können selbst wir uns nicht zum Lustigsein aufraffen. „Ich hab dich lieb“, schreibe ich. Sie antwortet nicht.

Neun Stunden später frage ich sie, ob sie Lust hat, abends etwas zu machen. Kollektives Weinen zum Beispiel. Sie antwortet immer noch nicht. Auf Twitter schreibt sie: „Ich bin momentan emotional überfordert und es tut mir leid, dass ich euch nicht antworte, aber ich würde weinen – und das versuche ich gerade auf ein Minimum zu reduzieren.“

Wenn es zu Gesprächen zwischen meinen Freunden und mir kommt, dann geht es um Hanau. Ich bekomme Sprachnachrichten mit Zeugnisaussagen aus zweiter, dritter, vierter Hand, sie spekulieren und mutmaßen – sie haben Angst. Rassistische Taten stünden in Deutschland doch schon lange auf der Tagesordnung, sagen sie. „Vielleicht bringen sie wieder so eine Gedenktafel an, um nach ein paar Wochen wieder alles zu vergessen.“ Sie glauben, dass dort draußen noch Mittäter lauern, dass ihnen Medien und Polizei Dinge verschweigen. „Gib Bescheid, wenn du mehr Memos brauchst“, lässt mich ein Freund wissen. „Wir Kanaken kennen jeden.“

Eine andere Freundin schreibt mir am Donnerstag eine Nachricht aus Berlin. „Ich esse gerade Gözleme auf der Sonnenallee und denke an dich“, schreibt

sie. Auf der Sonnenallee in Berlin-Neukölln, der „arabischen Straße“, haben wir vor ein paar Monaten für ein Wochenende gewohnt. Und Gözleme, das sind dünne, meist würzig gefüllte Fladenbrote. Eine Spezialität der türkischen Küche, wegen der ich zu Hause in Frankfurt, wenn der Andrang der Frühstückstücher morgens im Imbiss groß war, manchmal zu spät zur Arbeit komme. Ich kann meiner Freundin nicht antworten, weil ich benommen an meinem Schreibtisch sitze. Vielleicht kann sie spüren, dass es mir schlechtgeht. Ein paar Stunden später, am Donnerstagabend, versammeln sich auf der Sonnenallee in Berlin Hunderte Menschen zu einer Mahnwache. Meine Freundin schickt eine Sprachnachricht: „Ich habe Gänsehaut, es sind so viele Menschen hier, Johanna.“ Ich antworte nicht, sehe ein Video der Mahnwache online, teile es auf Twitter. Und fühle mich immer noch benommen.

Auf Instagram sehe ich, dass eine andere Freundin am Abend nach der Tat auf der Mahnwache an der Frankfurter Paulskirche war. Die Opfer sollen mehrheitlich kurdisch gewesen sein. Nicht, dass es den Mörder gekümmert hätte, ob sie nun Kurden, Türken oder Tunesier waren. Aber meine Freundin ist Kurdin. Am Donnerstagmittag deaktiviert sie ihr Instagram-Profil. Meine Sorgen kommen ganz von allein. „Brauche bisschen Entzug“, erklärt sie kurz und knapp auf Whatsapp. Den Smiley hinter dem Satz nehme ich ihr nicht ab. Zum Einzug in meine Wohnung hat sie mir eine Porzellanpfanne für Sucuk geschenkt, türkische Knoblauchwurst. Ich kenne Kurden aus Hanau, auf meinen Geburtstagen sind Kurden aus Hanau. Ich kenne die Videos von kurdischen Hochzeiten, auf denen sie den Volkstanz Halay tanzen. Und ich kenne ihre Fluchtgeschichten, die Verfolgung und Unterdrückung des kurdischen Volkes. Ich traue mich nicht, ihnen zu schreiben. Ich will uns nicht wehtun.

Es schläft sich sehr schlecht nach den rassistischen Morden in Hanau. Ich, eigentlich Langschläferin, sitze am Tag nach den Morden morgens zwei Stunden früher an meinem Schreibtisch. Zu Hause halte ich es nicht aus. Weil ich nicht sprechen kann, muss ich schreiben. Ferhat Ünvar, Gökhan Gültekin, Hamza Kurtovic, Said Nessar El Hashemi, Mercedes K., Vili Viorel Paun, Sedat Gürbüzü, Fatih Saraçoğlu und Kaloyan Welkovic. Ich will, dass wir diese Namen nennen und dass es nicht bei einer Gedenktafel und leeren Worthülsen bleibt. Genau so wie meine Freunde und ich gehören diese Menschen zu Deutschland. Wir sind nicht fremd. Uns muss niemand sagen, dass wir nach Hause gehen sollen. Wir sind schon dort.

AM RANDE DER GESELLSCHAFT

VON HAUCK & BAUER

